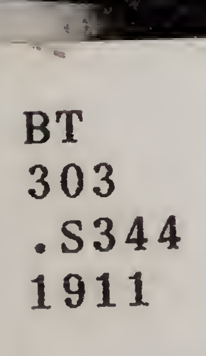


Jesus in der modernen Kritik.

Beiträge zum Jesusproblem.

Von

Lic. A. Schettler.

Verlagsanstalt Dr. Ed. Rose
Neurode i. Schl.
1911.

Jesus in der modernen Kritik.

Beiträge zum Jesusproblem.

Von

Lic. A. SCHETTLER.



Verlag Dr. Ed. Rose, Neurode i. Schl.

1911.

Inhalt.

Nicht um die Frage: Hat Jesus gelebt? handelt es sich in den folgenden Blättern. Also nicht um eine Auseinandersetzung mit A. Drews, Jensen, Steudel, Lublinski und neuerdings Niemojewski. Auch ist nicht eine Aufzählung aller modernen Schriftsteller beabsichtigt, die irgend einmal als Kritiker Jesu aufgetreten sind. Das meiste hierüber steht schon in Gustav Pfannmüllers trefflichem Buch: Jesus im Urteil der Jahrhunderte, und in dem von Hermann Jordan verfassten Heft der Biblischen Zeit- und Streitfragen: Jesus und die modernen Jesusbilder. Dem Verfasser kommt es im Folgenden mehr darauf an, der modernen Kritik an der Person Jesu in den Hauptpunkten eine Antikritik gegenüberzustellen. Es geht überall um die Prinzipien. Darum konnte nur berücksichtigt werden, wer prinzipiell Wertvolles zu sagen hat. Es soll nicht ein Beitrag zur Tagespolemik geliefert werden, sondern im Kampf um Jesus die nach dem Urteil der Wissenschaft und des Glaubens unanfechtbare Position umschrieben werden.

Fr. Nietzsche.

Die moderne Kritik an der Person Jesu setzt mit Fr. Nietzsche ein. Es ist Nietzsche, der den tiefen Graben aufgerissen hat zwischen dem starken, frohen, selbstsichern Menschtum und dem — seiner Meinung nach — schwächlichen, weichlichen, sklavischen Christentum. Dieser Gegensatz wird unter den Heutigen mit grosser Beflissenheit von Nietzsches Schüler, Ernst Horneffer, ausgebeutet. Wie er auch sonst nachwirkt, zeigt z. B. die „Maibraut“ von E. von Wolzogen.

Noch verhältnismässig anerkennend urteilt Nietzsche im Zarathustra:

„Wahrlich zu früh starb jener Hebräer, den die Prediger des langsamen Todes ehren: und vielen ward es seitdem zum Verhängnis, dass er zu früh starb.

Noch kannte er nur Tränen und die Schwermut des Hebräers, samt dem Hasse der Guten und Gerechten, — der Hebräer Jesus: da überfiel ihn die Sehnsucht zum Tode.

Wäre er doch in der Wüste geblieben und ferne von den Guten und Gerechten! Vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben gelernt — und das Lachen dazu!

Glaubt es mir, meine Brüder! Er starb zu früh; er selber hätte seine Lehre widerrufen, wäre er bis zu meinem Alter gekommen! Edel genug war er zum Widerrufen!

Aber ungereift war er noch. Unreif liebt der Jüngling, und unreif hasst er auch Mensch und Erde. Angebunden und schwer ist ihm noch Gemüt und Geistesflügel.“

Im „Antichrist“ *) folgt dann die entschiedene Absage. Jesus ist weder Held noch Genie, er ist der Typus des décadent. „Es ist eine seltsame und kranke Welt, in die uns die Evangelien einführen, eine Welt, wie aus einem

*) Versuch einer Kritik des Christentums. Leipzig. C. G. Naumann. 1899.

russischen Roman, in der sich Auswurf der Gesellschaft, Nervenleiden und „kindliches“ Idiotentum ein Stelldichein zu geben scheinen.“ Jesu Seligkeit ist der „Eintritt in das Gesamt-Verklärungs-Gefühl aller Dinge“, etwas ganz Innerliches, das die Kirche vergröbert und ins Gegenteil verkehrt hat. Für das Irdische hat er nicht eine Spur Interesse. „Die Kultur ist ihm nicht einmal vom Hörensagen bekannt, er hat keinen Kampf gegen sie nötig, er verneint sie nicht. Dasselbe gilt vom Staat, von der ganzen bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft, von der Arbeit, vom Kriege, er hat nie einen Grund gehabt, die „Welt“ zu verneinen, er hat den kirchlichen Begriff „Welt“ nie geahnt.“ Er verhält sich der Wirklichkeit gegenüber rein passiv. Er ist von einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche überhaupt nicht mehr „berührt“ werden will, weil sie jede Berührung zu tief empfindet; welche die Seligkeit (die Lust) allein darin kennt, nicht mehr, niemandem mehr, weder dem Uebel noch dem Bösen, Widerstand zu leisten, — die Liebe als einzige, als letzte Lebensmöglichkeit. „Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage.“ „Die Furcht vor Schmerz kann gar nicht anders enden als in einer Religion der Liebe.“ „Die Folge eines solchen Zustandes projiziert sich in eine neue Praktik, die eigentliche evangelische Praktik. Nicht ein „Glaube“ unterscheidet den Christen: der Christ handelt, er unterscheidet sich durch ein andres Handeln. Dass er dem, dem, der böse gegen ihn ist, weder durch Wort, noch im Herzen Widerstand leistet. Dass er keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, zwischen Juden und Nichtjuden macht. Dass er sich gegen niemanden erzürnt, niemanden geringschätzt. Dass er sich bei Gerichtshöfen weder sehn lässt, noch in Anspruch nehmen lässt („nicht schwören“). Dass er sich unter keinen Umständen, auch nicht im Falle bewiesener Untreue des Weibes, von seinem Weibe scheidet. — Alles im Grunde ein Satz, alles Folgen eines Instinkts.“ „Dieser „frohe Botschafter“ starb wie er lebte.“ „Im Grunde gab es nur Einen Christen, und der starb am Kreuz.“ Was jetzt unter dem Namen Christentum geht, ist das gerade Gegenteil der Lehre Jesu, „man sucht vergebens nach einer grösseren Form welthistorischer Ironie.“

Diese ganze Darstellung kann nur auf jemand Eindruck machen, der mit den Evangelien sehr oberflächlich vertraut

ist. Sie scheitert einfach an der Geschichte. So wie Nietzsche ihn zeichnet, ist Jesus bestimmt nicht gewesen. Als hypersensitiven Schwächling führt ihn Nietzsche vor. Das entspricht sicher nicht der historischen Wahrheit. Es ist nicht so, dass alle energisch klingenden Worte erst von der Gemeinde Jesus zugeschrieben worden seien, wie Nietzsche gelegentlich äussert. Wir hören doch unzweifelhaft echte Aufforderungen von so heroischer Herbheit und Strenge aus dem Munde Jesu, dass das Bild des blassen, nervenschwachen, träumerischen décadent, das Nietzsche entwirft, gänzlich unmöglich wird. Mat. 10 34 „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." Mat. 10 38 „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert." Luk. 14 26 „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Unerbittlich besteht Jesus auf seiner Forderung. Eine Aufwärtsentwicklung des Menschen gibt es für ihn nur vermöge einer gewollten, bewussten Ablösung von der Naturgrundlage. Er weist auf das bevorstehende Gericht Gottes hin: Mat. 10 28 „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." Es bedarf keiner weiteren Anführungen. Nietzsches Jesusbild ist geschichtlich falsch. Es ist darum auch von den Jüngern Nietzsches aufgegeben. Die Kritik Ernst Horneffers, der hier in erster Linie zu nennen wäre, bewegt sich in anderer Richtung, wie gezeigt werden wird. Nur Ellen Key hat den von Nietzsche in Kurs gesetzten dekadenten Jesus übernommen.

Ueberdies ist klar, auf welchem Wege Nietzsche zu seiner Auffassung gelangt ist. Das grosse Neue, das er sich einbildete, erstmalig der Welt zu bringen, sollte gesundes, starkes Lebensgefühl sein. Lebensbejahung, im Gegensatz zur christlichen Lebensverneinung. Die Berechtigung eines solchen Gegensatzes wäre zwar erst noch zu erweisen, aber Nietzsche war von ihm überzeugt. Je mehr er nun, der beständlich Kränkliche, an der Vorstellung eines kraftvollen Lebens sich berauschte, das ihm selbst versagt blieb, um so mehr unterlag er der Versuchung, Jesus als den Vertreter

einer der seinigen entgegengesetzten Lebensauffassung hinzustellen. Das ist psychologisch wohl verständlich. So wird Jesus für Nietzsche zum nervösen Schwächling. Fr. Rittelmeyer in seinen ausgezeichneten Vorträgen über: Fr. Nietzsche und die Religion*) trifft sicher das Richtige, wenn er sagt: „Je mehr Nietzsche sich als der „Antichrist“ fühlte, um so mehr musste er Jesus zu einem Anti-Nietzsche machen.“

Bemerkenswert ist dabei noch eins. Nietzsche hat dem landläufigen Christentum manche bittere Wahrheit gesagt. Das soll ihm gedankt sein. Es soll uns jeder willkommen sein, der die pharisäischen Entartungen der Religion angreift. Wer es immer tut, der wandelt in den Spuren Jesu. Denn das Gefühl für die Wahrhaftigkeit in den Beziehungen der Seele zu Gott verdankt die Menschheit nun einmal Jesus. Wo irgend eine flammende Empörung über religiöses Heuchelwesen durchbricht, da wirkt der Geist Jesu nach. Nietzsche selbst würde eine solche geistige Abhängigkeit von „jenem Hebräer“, den er so überlegen abtut, weit von sich gewiesen haben. Sein Grössenwahn hätte sie nicht ertragen. Sie besteht doch. Auch die Feinde Jesu haben ihr Bestes von ihm.



*) Ulm 1904.

Ellen Key.

Eine Variante der Nietzscheschen Jesusauffassung bietet Ellen Key in ihrem vielgelesenen Buch: Der Lebensglaube.*) Es ist ein konfuses Buch. Ellen Key hat zwar grosse Literaturkenntnis und ist eine Meisterin in der tendenziösen Verwertung ihrer Lesefrüchte. Sie verfügt über schöne Bilder und eine eindrucksvolle Sprache. Es ist Leidenschaft in ihren Worten, die Leidenschaft einer Frau, die von ihrem Beruf als Reformatorin überzeugt ist. Dafür fehlt ihr aber die Fähigkeit, ihre Gedanken irgendwie geordnet auszusprechen. Es purzelt alles kunterbunt durcheinander, im einzelnen oft blendend, im ganzen ohne inneren Zusammenhang und voller Widersprüche.

Jesus war, nach Ellen Key, der geborene Opferwille; er lebte in der beständigen Entzückung der Selbsthingabe. Heilen, körperlich und seelisch, einzig darauf war sein Wesen eingestellt. Sein Glück war, sich selbst für andere auszugeben. „Was er wollte, war, in Gott lebende Seelen zu schaffen, Seelen, die seiner eignen gleichen sollten im Durst nach Gerechtigkeit, im Hunger nach Selbstaufopferung, in der Macht des Mitgefühls, in dem Willen, sich selbst auszugeben, gleich einem Wasserstrom, in dem sich alle gesund und stark baden konnten. Er brauchte kein Asket im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein, denn er lebte hoch über den Versuchungen, denen der Asket durch seine Selbstzucht zu entfliehen sucht. Er konnte sich selbst nur gewinnen, indem er sich selbst hingab; dies war seine Form der Lebenssteigerung: die über alle ausstrahlende, aber nichts für sich allein besitzende Liebe war seine Notwendigkeit." Eine Erscheinung von wunderbarer Schönheit, aber kein Vorbild. Ein heimatloser, armer Jüngling, der umherging und allen helfend Gutes tat. Franz von Assisi in Palästina, ein Morgenländer voll Weltverneinung, der keine andre Ent-

*) Berlin 1907.

wickelung der Seele kennt, als in der Richtung eines unendlichen Mitgefühls. Für ihm verwandte Naturen, denen der Opferwille angeboren, ist er darum Ideal; für alle anderen, die irgend nach Ausbildung der eigenen Persönlichkeit streben, bedeutet er ein unerträgliches Joch. Es steht sich gegenüber, sagt Ellen Key: „Auf der einen Seite des Menschen Selbstverneinung, Selbstmisstrauen und Selbsterniedrigung; auf der anderen Seite sein Selbstvertrauen, seine Selbstherrlichkeit, seine Selbstbekräftigung.“ „Immer noch bleibt die Wahl bestehen: an die Macht seiner eigenen Natur zu glauben, oder an Jesus als Retter aus eigener Ohnmacht.“

Erlösung in christlichem Sinne bedeutet nach Ellen Key: gleich einem Wachs Jesu Gepräge auf seiner Persönlichkeit zu empfangen, dabei aber sein eigenes Selbst zu verlieren. Welche Torheit! urteilt Ellen Key, „über der Jesusähnlichkeit steht die Menschwerdung.“ Sie erzählt von einem tief christlichen Lehrer des Christentums in Schweden, der in seiner Jugend seine Violine verbarg, weil die Musik über ihn eine Macht besass, die ihn von den tief ernsten Forderungen des Christentums ablenkte. Dieser Zug, sagt Ellen Key, ist typisch für alle, die das Christentum ernst genommen haben. An jeden von ihnen kann man die Frage richten: Wo hast du deine Violine verborgen? Wie hast du das zum Schweigen gebracht, was in deinem Leben singen wollte? Wenn darum auch zuzugeben ist, dass das Seelenleben der Menschheit im ganzen durch das Christentum eine Vertiefung und Bereicherung erfahren hat, so ist doch, nach Ellen Key, die Seele der Menschheit jetzt zu einem weiteren Fortschritt reif, der über Jesus hinausführt.

Mit diesem Gedankengang hat sich Ellen Key freie Bahn zu einer abfälligen Beurteilung Jesu gemacht, an der sie offenbar Genugtuung findet. Es berührt über die Massen abstossend, wie hier ein Weib mit spitzer Feder über Jesus zu Gericht sitzt. Wäre es auch nicht Jesus, wäre es auch ein anderer Grosser unseres Geschlechtes, es müsste die Anmassung dieser Kritikerin doch jeden Gerechtdenkenden mit Missbilligung erfüllen. Wir verzeihen Nietzsche die Exzesse seines Selbstbewusstseins, er hat immer eine respektable Gedankenarbeit geleistet und hat eine Entschuldigung an der Tragik seines Lebensausganges. Aber Jesus von einer Ellen Key zurechtgewiesen, des Irrtums

überführt, eines Besseren belehrt (z. B. Seite 59 ff.), das wirkt unwürdig oder, wenn man will, komisch.

Ellen Key hat sich ebensowenig wie Nietzsche an die geschichtliche Wahrheit gehalten. Der Jesus, den sie beschreibt, deckt sich nur zum Teil mit dem Jesus der zuverlässigen Ueberlieferung. Alle Züge von Hoheit, Grösse und göttlicher Kraft sind ausgemerzt. Jesus, der in Wahrheit den Menschen unerbittlich vor die Ewigkeit stellt, Jesus, der den Menschen heben will, indem er in messerscharfen Forderungen das Ideal des Menschen enthüllt; Jesus, von dem ein Sturmwind ausgeht, der aufwärts reisst —, er ist bei Ellen Key zum weichen, verschwommenen Gefühlsmenschen geworden. Das ist ein Phantasiebild. Ellen Key gesteht selbst, dass ihr die Figur des Elias Sang in Björnsons „Ueber die Kraft" vorgeschwebt habe.

Aber in einem entscheidenden Punkt sieht Ellen Key doch richtig. Es ist so, dass Jesus von jedem, der mit der Jüngerschaft Ernst macht, Aufopferung des Selbst verlangt. Es stehen sich hier die beiden grossen, in ihrem innersten Wesen einander widerstreitenden Gesamtauffassungen des Lebens gegenüber: Die eine, durch Goethe repräsentiert, welche auf möglichste Ausbildung der Persönlichkeit, auf Entfaltung aller Fähigkeiten, auf feinsten Selbst- und Weltgenuss gestimmt ist, und in dieser Richtung Virtuosen des Geschmacks und der künstlerischen Betätigung erzeugt; und die andere, von Jesus vertretene, die unter dem Wort steht: Sich nicht dienen lassen, sondern dienen; aufgehen mit der kleinen Einzelexistenz im grossen Weltzweck Gottes, der nicht auf selbstsüchtige Ausgestaltung des Individuums, sondern auf gegenseitiges Füreinander-Eintreten angelegt ist. Auf den Spuren Goethes mag wandeln, wer nach äusserer Bereicherung des Lebens verlangt. Er wird sich doch zuletzt getäuscht finden. Denn eine wirkliche Lebenssteigerung ist auf direktem Wege nicht zu erlangen. Und der Tod macht aller Feinschmeckerei ein Ende. Während Jesus sagt: Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Hier steht Ideal gegen Ideal, und für Ideale entscheidet man sich nicht aus Gründen.



Friedrich Paulsen,

seiner ganzen, tief religiösen Stellung nach weit entfernt, unter die Kritiker Jesu zu gehören, hat doch mit richtigem Gefühl die Probleme empfunden, die sich für den modernen Menschen an den Namen Jesus knüpfen. So sachlich und verständnisvoll, wie er es getan hat, werden in unsern Tagen die Dinge selten behandelt. Um so wertvoller muss gerade im Blick auf die leidenschaftliche Polemik der Gegenwart eine Auseinandersetzung mit diesem Manne sein.

Fr. Paulsen hat in seinem „System der Ethik" (^{5}/1900) eine Darstellung der Lebensanschauung des Christentums gegeben, die zu dem Besten gehört, das über den Gegenstand gesagt werden kann. Er versucht, nach seinen eigenen Worten, den Gegensatz zwischen Griechentum und Christentum so scharf als möglich zu fassen. Er stellt daher die christliche Lehre von der Selbstverleugnung in ihrer herben Grösse der griechischen Lehre von der Selbsterhaltung gegenüber. „Griechische Weltbejahung und christliche Weltüberwindung sind die beiden Lebenswege, welche bisher die abendländische Menschheit eingeschlagen hat, die beiden Wege, die der Mensch überhaupt gehen kann." Das Christentum brach als revolutionäres Prinzip in die antike Welt ein und wurde von ihr mit tötlicher Feindschaft verfolgt. „Es ist in Wahrheit so, dass die Tugenden des Griechen ein Hindernis der Wiedergeburt sind: Die Zöllner und Sünder, die, welche mit ihrer natürlichen Kraft und Tugend gescheitert sind, sie stehen jener grossen und radikalen Wandlung des inneren Lebens näher, als die Gerechten. Durch Sünde und Leiden geht der Weg zur Bekehrung."

Paulsen führt diesen Gegensatz in einigen Hauptpunkten näher aus. Das Christentum verhält sich ablehnend zur Ausbildung und Betätigung der intellektuellen Anlage. Der

Welt Weisheit ist Torheit vor Gott. Selig sind die am Geist Armen. Kunst und Dichtung sind dem echten Christen verdächtig. Was später an christlicher Kunst entstanden ist, dient der Richtung auf das Uebersinnliche, Himmlische. Die ethischen Tugenden der Griechen werden von dem christlichen Urteil als gefährlich verworfen. Sie basieren auf der Selbstgerechtigkeit, die in Gottes Augen ein Greuel ist. Die natürliche Moralität widerstreitet der Forderung der Busse. Die Tapferkeit des Christen ist Geduld und Aushalten. Die Scheu vor Schwert und Blutvergiessen ist dem Christentum ursprünglich. An Stelle des Kampfes um das Recht setzt das Christentum den Verzicht auf das Recht. „Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen —", Mat. 5_{39}. „Sei willfährig deinem Widersacher", Mat. 5_{25}. „Lasst euch Unrecht geschehen", I. Kor. 6_{7}. Dem Staat steht der Christ nur als Passivbürger gegenüber; er tut alles, was von ihm verlangt wird, so lange es den Geboten Gottes nicht widerstreitet. Dann leidet er geduldig seine Strafe. Dem antiken Menschen war der Staat eine religiöse Grösse. Der Christ hängt nicht am Reich dieser Welt, auch nicht an irgend einem irdischen Vaterland, sein Bürgerrecht ist im Himmel. Die gleichmässige harmonische Ausbildung aller Anlagen und Fähigkeiten, die dem Griechen Ideal ist, hat in den Augen des Christen keinen Wert. Im Gegenteil, sie wird der Seele verderblich. Es ist besser, lahm und einäugig zum Leben einzugehen, als mit ganzem Leib in die Hölle geworfen zu werden. Die Vervollkommnung, nach der der Christ strebt, gilt niemals der Ausgestaltung seiner natürlichen Vorzüge. Alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben ist nicht vom Vater, sondern von der Welt, I. Joh. 2_{16}.

Daher ist der Reichtum, obwohl an sich nicht sündig, doch für seinen Besitzer eine schwere Gefahr. Tertullian erwidert auf die Einwendung, mit welcher die Aufforderung, dem heidnischen Kult dienende Handwerke oder Geschäfte nicht zu treiben, abgelehnt wurde: Man müsse doch leben! mit der Frage: Musst du leben? Was hast du für Gemeinschaft mit Gott, wenn du nach deinem eigenen Gesetze leben willst?

Das Ehrgefühl des Griechen sucht die Mitte zu halten zwischen Ueberhebung und Geringschätzung seiner selbst. Der Mensch soll sich Mühe geben, immer der Erste zu sein

und dafür zu gelten. Eine hohe Denkungsart, ein edler Stolz ziemt dem Manne. Während Jesus den Seinen Schmach und Hohn in Aussicht stellt. Des Christen einziger Stolz darf nur sein, dass er Gott auf seiner Seite hat und darum die Verachtung der Welt selber verachten kann. Wo der Grieche freigebig ist, ist er es aus Noblesse oder um vor den Mitbürgern sich ein Ansehen zu geben. Barmherzigkeit ist nicht das Motiv. Jesus verlangt bekanntlich das schrankenlose Wohltun, selbst am Feinde. Die Familienliebe, die natürliche Zärtlichkeit des Blutes, die Sinnlichkeit treten für den Christen ganz zurück hinter der neuen Verwandtschaft der Kinder Gottes „Wer nicht hasset Vater, Mutter, Brüder, der kann nicht mein Jünger sein", Luk. 14 $_{26}$, und umgekehrt: „Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kind oder Aecker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben", Mat. 19 $_{29}$. Dem irdischen Leben, das für den Griechen das einzig reale und in seiner Totalität, trotz pessimistischer Wertung im einzelnen, doch schön und beglückend ist, setzt der Christ die zukünftige Welt entgegen, der er sich entgegenstreckt. Das Herz soll losgelöst werden vom Irdischen; es darf nur Gott gehören. So beschreibt Paulus den Christen: Die da Weiber haben, dass sie seien, als hätten sie keine; und die da weinen, als weineten sie nicht; und die sich freuen, als freueten sie sich nicht; und die da kaufen, als besässen sie es nicht; und die dieser Welt brauchen, dass sie derselbigen nicht missbrauchen; denn das Wesen dieser Welt vergeht, I. Kor. 7 $_{29}$ ff.

Die Folgerung, die aus dem allen für die Gegenwart gezogen werden muss, ist nach Paulsen die Unverträglichkeit des echten Christentums mit unserer Kultur. Nichts ist verkehrter, als das Christentum zur Freundschaft mit der Welt herabstimmen zu wollen. Der Hass der antiken Menschheit gegen das Christentum war berechtigt, es brachte die Umkehrung aller Werte.

Kein Zweifel, Paulsen hat das „Wesen des Christentums" in entscheidenden Punkten richtig verstanden. Die Stimmung, die dem ursprünglichen Christentum eignet, hat er aus tiefem, kongenialem Nacherleben ausgesprochen. Es gibt in der Tat kein kläglicheres Bemühen, als das Christentum vor dem Richtstuhl der modernen Kultur zu rechtfertigen,

indem man es verdünnt und ihm Kraft und Schärfe nimmt, damit der moderne Gebildete sich mit ihm befreunden könne.

Aber ein Dilemma ist hier doch vorhanden. Ist das Christentum unverträglich mit der heutigen Welt, so ist es auch unbrauchbar für die heutige Welt. Das ist ja, was von seinen Gegnern immer wieder behauptet wird. Eine überlebte Religion, ein Hindernis für den Kulturfortschritt der Menschheit ist es dann, dies ist die Folgerung, die zwar Paulsen nicht zieht, die aber von anderer Seite mit Vergnügen gezogen wird. Kann es eine schärfere Kritik geben?

Das Problem Christentum und Kultur ist in der Tat schwer. Ich wage nur so viel dazu zu sagen.

Man kann die Aufstellungen Paulsens im einzelnen berechtigt finden und doch gezwungen sein, dem Gesamtresultat die uneingeschränkte Zustimmung zu versagen. Zunächst skizziert Paulsen ja die Lebensanschauung des alten Christentums; aber diese ist nicht gleichzusetzen mit der Lebensanschauung Jesu. Es ist fraglos, dass die alte Kirche Stimmungen und Werturteile gehabt hat, die nicht der Seele Jesu, sondern der Seele der antiken Menschheit entstammten. Das heisse Bemühen unserer theologischen Wissenschaft geht dahin, die Seele Jesu wieder zu erfassen. Schon in der Urgemeinde, schon bei Paulus, geschweige denn in der alten Kirche ist das von Jesus ausgehende religiöse Leben mit fremden Zutaten versetzt worden.

Jesus steht allerdings dem griechischen Ideal der Ausbildung schöner, harmonischer Menschlichkeit fremd gegenüber. Er würde ein in dieser Richtung gehendes Streben als Egoismus, als verfeinerte Selbstsucht abgelehnt haben. Aber damit ist nicht gesagt, dass Jesus nicht doch ein Ideal für die Entwicklung des Menschen gehabt und aufgestellt habe. Es war nur ein anderes. Nicht der Mensch, der sich selbst zum Kunstwerk modelliert und poliert, ist Jesu Ideal, sondern der Mensch, der sich selbst in dem Wirken für Gott vergisst und dann von Gott einen Stempel göttlichen Adels empfängt, an den keine bloss humane „Bildung“ heranreicht. Der weltüberlegene Zauber solcher Naturen — man denke etwa an General Gordon — entstammt nicht der eigensüchtigen Selbstkultur nach griechischem Muster, sondern dem Einfluss Jesu. Nichts mehr für sich wollen, das lernt man von Jesus, und die es lernen, bilden den neuen Adel der Menschheit.

Mit welchem Recht verlangt man, dass das Christentum sich unserer Kultur anschmiege? Gott sei Dank, dass wir in ihm ein Gegengewicht gegen die Kulturseligkeit haben. Es gehört zur Grösse des Christen, und dies hat er direkt von Jesus übernommen, dass ihm nichts imponiert. Was nicht ewig ist, macht mir keine Angst, sagte ein Frommer. Den Zeitströmungen und Zeitgötzen gegenüber bewahrt der Christ sich die Freiheit seines Urteils, das ewige Massstäbe anlegt. In solcher gegensätzlichen Stimmung gegen den Kulturrausch unserer Zeit ist ein unentbehrlicher Bestandteil unseres Denkens anzuerkennen. Er ist nötig, um diejenigen, denen die Kulturgüter zu Gebote stehen, davor zu bewahren, dass sie nicht im Genuss sich verlieren; und er wird die grosse Masse der Menschen, die durch die Kulturgüter keinen Glückszuwachs erfahren, über die Diesseitigkeit hinausweisen. Die hohe griechische Kultur hat in die Sehnsucht nach überweltlichen Zielen ausgemündet. Schliesslich ist nicht irgendein Kulturzustand das Ziel des Weltprozesses, sondern das Aufsteigen des Geschaffenen zu seinem Schöpfer.

Es kommt bei Paulsen nicht genügend zum Ausdruck, dass bei Jesus der Verneinung der Welt doch auch eine starke Bejahung gegenübersteht. Als Gegenstand des Genusses, als „Heimat der Seele“, als „höchstes Gut“ im Sinne der Ethiker wird die Welt verneint. Alles Natürliche, auch das feinste und schönste Natürliche ist vergänglich, ist nicht wert, daran das Herz zu hängen. Aber als Arbeitsfeld und Kampfplatz wird die Welt bejaht. Alle, die die weltfeindlichen Worte aus den Evangelien zusammenstellen, vergessen, dass sie eine Kehrseite haben, das ist die stete Aufforderung zur Treue und Aktivität. Dem Menschen sind Kräfte gegeben, er soll sie im Dienste Gottes verwenden; ihm ist ein Leben gegeben, er soll es verlieren um des Guten willen. Jesus weckt im Menschen Energie, die nach Betätigung verlangt. „Ich muss wirken.“ Auch sein Leiden verwandelt er in segenbringendes Wirken. Nicht Ergebung, sondern *tätige* Ergebung übt der Jünger Jesu. Dies Wirken steht nicht im Dienste der Kultur oder des Staates, wenigstens werden Kultur und Staat nicht als Selbstzweck angesehen. Wer aber an einem geschichtlichen Beispiel sehen will, wie aus solchem zunächst nur um Gottes willen unternommenen Wirken Kulturförderungen hervorgehen, der lese, was Max

Weber über den Einfluss des Calvinismus auf die Entstehung der modernen Welt sagt. Es wiederholt sich auch im grossen, wer sein Leben verliert um Jesu willen, d. h. ganz im allgemeinen um göttlicher Ziele willen, der findet es wieder; während die Zeiten, in denen Bildung, Aufklärung, Theater, Musik, feiner Lebensgenuss, also mit einem Wort Kultur, Selbstzweck waren, noch immer der Versumpfung verfallen sind. Die höchste Form menschlicher Betätigung hat doch Jesus der Welt geschenkt. Das ist der Held, der zum Märtyrer wird. Wer für diesen Heroismus der stillen Selbstaufopferung, fernab von dem Beifallsklatschen der Geschichte keinen Sinn hat, dem ist die edelste Entfaltung unseres Wesens noch verborgen.

Schliesslich wiederhole ich, dass Paulsen meines Erachtens die Stimmung, die den Christen der Welt gegenüber erfüllt, zutreffend wiedergegeben hat. Es ist so, Griechentum und Christentum sind sich widerstreitende Lebensmaximen. Aber wie, wenn diese Spannung unvermeidlich, ja heilsam wäre? Wenn es gar nicht gälte, sich für eine dieser grossen Lebensanschauungen unter Verwerfung der anderen zu entscheiden, sondern wenn dies vielmehr die Aufgabe wäre, gerade den Widerstreit beider innerlich zu erleben? Das ist, wie ich glaube, der Fall. Der junge Mensch mag getrost nach den Zielen des Griechentums greifen. Der ältere, reifere, enttäuschte und schliesslich in seiner Naturkraft gebrochene Mensch wird froh sein, mit Carolath zu sprechen:

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den grossen Griechentraum.
Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.

Eine Jugend, die erfüllt wäre von den christlichen Gedanken der Verachtung des Irdischen, wäre eine Unnatur. Aber ebenso verfehlt will uns ein Leben dünken, das sich dem Ende zuneigt und noch mit allen Fasern am Diesseits hängt. Du grauer Narr, lautet hier das Urteil des christlichen Empfindens, hast du nicht mehr gelernt? Das ist freilich keine Versöhnung der Gegensätze, der Zwiespalt bleibt in voller Schärfe bestehen. Der Lebensgang des Menschen

bringt eben die Ablösung von der Naturgrundlage mit sich. Es kommt der Augenblick, wo schmerzhaft die Wurzeln zerschnitten werden, mit denen wir im Natürlichen gründen. Dann ist es für den Menschen Zeit, das Schwergewicht seiner Existenz von der Naturseite auf die Seite der Ewigkeit zu verlegen, d. h. den Schritt vom Griechentum zum Christentum zu tun.

Die schönen Worte, in denen Paulsen am Schlusse seines Lebens seine Würdigung der Erscheinung Jesu zusammenfasst*), sollen unvergessen bleiben:

„Wenn die Dinge so liegen, dann ist es wohl an der Zeit, jene gehässigen Anklagen derer, die das alte Dogma in dem alten Sinne nicht mehr als Ausdruck ihrer Ueberzeugung anerkennen können, als Ungläubiger und Religionsstörer fallen zu lassen. Die christliche Religion hängt wahrlich nicht an dem Dogma von der „übernatürlichen Geburt“ und dem „leeren Grab“. Die durch Jesus vermittelte Gemeinschaft mit Gott bleibt, ob man ihn als die „zweite Person des Dreieinigen“ anspricht oder nicht.“

Dann aber können auch wir, die wissenschaftlich Denkenden, entgegenkommen und sagen: Wir sehen allerdings in Jesus mehr als einen Menschen. Wir sehen in ihm allerdings eine der grossen Gottesoffenbarungen, nicht die einzige, aber allerdings eine einzigartige. Er hat der Menschheit das Wesen Gottes offenbart in der Gestalt, in der es der Menschheit am meisten nottot: Als erbarmende Liebe. Gott als erbarmende Liebe, das ist die Seite seines Wesens, die uns zugekehrt ist, für die der Mensch das innigste Bedürfnis, das tiefste Verlangen hat. Erbarmen mit all seinen Schwächen und Sünden, seinen Verkehrtheiten und Torheiten, seinem Elend und Jammer; Liebe, die auf den Trieb zum Reineren und Besseren in ihm blickt, die ihn hebt und emporführt zu lichteren Höhen des Lebens. Ob auf anderen Sternen reinere und glücklichere Geister wohnen, die des Erbarmens weniger bedürfen, wir wissen es nicht. Die Erde bedarf der erbarmenden Liebe von oben. Und in dieser Gestalt hat uns Jesus Gott gezeigt, nicht bloss gelehrt, sondern gezeigt in seiner Person, in seinem Leben

*) In einem Artikel: Was dünket euch um Christo, wess Sohn ist er?, der für die „Christliche Welt“ geschrieben war und dort nach des Verfassers Tod erschien.

und Sterben. Und darum ist er der berufene, der einige und ewige Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Ja, es wird uns auch nichts hindern zu sagen: In ihm ist Gott im Fleisch erschienen, erschienen, wie der Ewige und Unendliche in Menschgestalt erscheinen kann.

Leuchtet jeder Stern in seinem Licht, bricht sich in ihm das ewige Licht auf besondere Weise, so heisst die Brechung, in der das Göttliche auf unserm Gestirn erscheint: Erbarmende Liebe. Und insofern ist allerdings Jesus Christus die vollendete Theophanie auf Erden und das Christentum die absolute Religion der Menschheit. Und darum sollen in dem Namen Jesu sich beugen aller Knie, die auf Erden sind."



Jüdische Stimmen.

Eine interessante Ergänzung zu der skeptischen oder kritischen Haltung der Theologen bietet die neuerdings zu konstatierende anerkennende Würdigung Jesu von jüdischer Seite. Die Rollen scheinen vertauscht. Aus dem Lager, aus dem sonst nur Aeusserungen des Hasses über den Thole, den „Gehängten“ vernommen wurden, kommen jetzt Stimmen voll Verehrung. De le Roi hat sie zusammengestellt.*) Ihnen allen gemeinsam ist das Bestreben, Jesus für das Judentum zu reklamieren. „Er ist Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist.“ Sein Tod wird den Römern zugeschoben, mit denen vielleicht einige fanatische Priester im Bunde waren. Die Pharisäer trifft keine Schuld. Messiastum und Gottessohnschaft werden zwar bestimmt abgelehnt. Man hofft, durch Abstreifung des spezifisch Christlichen eine Versöhnung zwischen Judentum und Christentum herbeizuführen. Der grosse Lehrer der Menschenliebe gehöre beiden Religionen. Nur einige wenige solcher Urteile seien hier angeführt. Rabbiner Dr. Vogelstein in Stettin, ein entschiedener Gegner des Christentums, schildert doch in seinem Vortrage: „Die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums“ (Königsberg 1902) „Jesus als den Meister, den ein ungewöhnliches Selbstbewusstsein und gleichzeitig ein seltenes Mass von Bescheidenheit und Demut erfüllte. Nicht wie die anderen Menschen jener Tage wollte er mit dem Schwert in der Hand das Gottesreich herbeiführen, sondern an die Armen und Elenden, an die Sünder wandte er sich, diese für das Reich Gottes vorzubereiten und aus Sünden zu Gott emporzuziehen.“ C. G. Montefiori (in seiner Zeitschrift Jewish Quarterly Review s. Wolkenberg, Theory and practise of Judaism and Christianity, London, S. 25): „Die Rabbinen sprachen auch von

*) Neujüdische Stimmen über Jesum Cristum, Leipzig 1910, 54 S.

unsrem Vater im Himmel; aber sie taten es erst seit dem Anfang der christlichen Zeit. Jesus hat jedenfalls diesem Ausdruck eine besondere Nuance der Schönheit und Liebe gegeben. Ein bemerkenswerter und ich möchte sagen ursprünglicher Zug in der Lehre Jesu ist der, welcher die Sünder betrifft. Die Sünder und die Ausgestossenen haben in jedem Zeitalter eine Schuld der Dankbarkeit gegen Jesus.“ Montefiori hebt auch hervor, dass der Gedanke der Selbstaufopferung ein ursprünglich und eigentümlich christlicher sei. (Jew. Quart. Review VIII. 1896 S. 213 f.)

Adolph Danziger in der Schrift Jewish forerunners of Christianity sagt von Jesus: „Der engelhafteste aller Menschen, der liebreichste Lehrer, der sanftmütige und demütige Prophet stirbt den Tod am Kreuz. Der Mensch Jesus Christus ist die heldenhafteste, gewaltigste, edelste Persönlichkeit aller Zeiten und Zeitalter.“

Aehnlich lauten die Aeusserungen einer grossen Reihe von jüdischen Rabbinern und Gelehrten aus allen Ländern Europas und aus Amerika. Nur unter den strenggerichteten Talmudjuden Russlands und Oesterreichs, die etwa die Hälfte der gesamten Judenschaft der Erde umfassen, herrscht die alte Feindschaft gegen Jesus noch ungebrochen fort. In den andern Ländern ist der Umschwung in der Beurteilung unverkennbar.

Es fragt sich, welcher Wert diesen neujüdischen Zeugnissen beizumessen ist. Sie bedeuten jedenfalls das Preisgeben eines jahrhundertelang genährten Hasses. Man muss sich wundern, dass das Judentum hierauf nicht früher verfallen ist. Denn seitdem die Aufklärung Jesus als den grossen Lehrer der Gottes- und Menschenliebe geschildert hat, konnte es doch dem Judentum nur zum Ruhm gereichen, ihn hervorgebracht zu haben. Es ist nun aber sehr beachtenswert, dass alle von De le Roi mitgeteilten Stimmen Jesus nur soweit gelten lassen, als er aus dem Judentum abzuleiten ist. Jede darüber hinausgehende Wertung seiner Person oder seiner Lebensarbeit wird einstimmig und entschieden abgelehnt. „Seine Lehre ist nur die höchste Vollendung des israelitischen Prophetentums und deckt sich nicht mit der Kirchenlehre; er ist der letzte und rechte Prophet in Israel“ S. 21. „Das ursprüngliche Christentum, wie Jesus von Nazareth es lehrte und predigte, ist durchaus nicht von den

ethischen Grundsätzen des Judentums verschieden. Er selbst erklärte, dass er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen" S. 23. „Wie sein Ursprung, sein ganzes Denken und Fühlen, so ist auch seine Ausdrucksweise durchaus jüdisch. Für jedes seiner Gleichnisse können wir eine oder mehrere Parallelstellen aus dem Talmud anführen. Sein Gebet, das schönste, welches je ein gläubiger Mensch gesprochen, ist erfüllt von jüdischen Gedanken, die sich auf das geistliche Band zwischen Mensch und Schöpfer beziehen. Die Bergpredigt ist der höchste Ausfluss rabbinischer Ethik und ist geschmückt mit Bildern und Gleichnissen, welche den Rabbinen eigen waren. Jesus ist Seele von unserer Seele, wie er Fleisch von unserem Fleische war. Wer denkt daran, ihn vom Volke auszuschliessen? Petrus wird der einzige Jude bleiben, der zu dem Nachkommen Davids sagte: „Ich kenne diesen Menschen nicht!" (Max Nordau, S. 27.) „Wenn Jesus heute nach Baltimore käme, würde er zu einer orthodox-jüdischen Synagoge gehen, S. 38."

Besonders bezeichnend für die bei aller Anerkennung doch deutlich markierte Ablehnung alles Nichtjüdischen in Jesus ist die Aeusserung des Professors der Philosophie Hermann Cohen in Marburg (De le Roi S. 16): „Der Person Jesu gegenüber ist die grösste Vorsicht und Zurückhaltung nötig. Es ist mir in meinem Zimmer von einem jungen sog. Philosophen ins Gesicht gesagt worden, er habe sich taufen lassen, weil er die Person Jesu verehre. Ich durfte ihm darauf nur erwidern, dass ich seine Einseitigkeit in der Kenntnis jüdischer Persönlichkeiten nicht zu bewundern vermag. Mit meiner Meinung über jene legendarische Person als Vorbild für unser sittliches Handeln musste ich solchem Besucher gegenüber zurückhalten. Um so weniger aber dürfen wir rückhaltlose Sympathie für diese komplizierteste Persönlichkeit der Mythologie und der Sagengeschichte bei unserer Jugend aufkommen lassen." Professor Cohen hat auf dem Weltkongress für freies Christentum in Berlin 1910 (Protokoll Bd. II S. 563—577) seine Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der alttestamentlichen Religion ausgesprochen. Es sind nach Cohen drei grosse Gedanken, die die jüdische Religion konstituieren. Einmal der Monotheismus im streng überweltlichen Sinn, mit Ausschluss jedes Pantheismus und jeder Mystik. Dann die Selbsterlösung „in eigener Busse,

im Gebete und in dem Vorsatze zu sittlichem Handeln". (Man nehme hinzu, was der Rabbiner Dr. Guttmann über die Idee der Versöhnung im Judentum bei De le Roi S. 17 erklärt: „Jeder Mensch muss und kann sein eigener Erlöser sein, und wir bedürfen keines Mittlers, keines irdischen und keines überirdischen, um zur Versöhnung mit unserem Gott zu gelangen. Nicht der Messias erlöst die Menschheit von der Sünde, sondern wenn die Menschheit sich durch ihr eigenes Ringen von der Sünde befreit und zu sittlicher Vollendung durchgerungen hat, dann ist der Messias gekommen.") Der dritte Fundamentalgedanke des Judentums ist nach Cohen die Sittlichkeit. „So darf man die Sittlichkeit als das Ziel betrachten, zu dem die Religion fortschreitet." „Was kann denn aber die Religion über die Sittlichkeit hinaus zu bieten haben?"

Es bleibe dahingestellt, wie weit Cohen die Frömmigkeit des alten Testamentes, die doch keine einheitliche Grösse ist, richtig charakterisiert hat. Die im heutigen rechtgläubigen Judentum lebendigen religiösen Motive hat er zweifellos zutreffend hervorgehoben. Dann aber ist klar, dass die so umschriebene Frömmigkeit, die volle Anerkennung verdient, von einem Verständnis der originalen Eigenart Jesu noch sehr weit entfernt ist. Worin die Eigenart Jesu zu suchen sei, ist ja nun allerdings eine noch nicht endgültig entschiedene Frage. Es sei hier nur auf das unter S. 43 ff. Gesagte verwiesen. Auch wenn man das spezifisch Christliche nicht in der paulinisch-johanneisch-kirchlichen Erlösungslehre erkennen will, so bleibt es doch unmöglich, Jesus völlig in die jüdische Religion einzubeziehen. Er wurzelt in ihr, aber er führt auch über sie hinaus. Das neue Leben, das die Seele nach Irren und Fehlen am Herzen Gottes findet, ist in keines Juden Sinn gekommen.

Es wäre gut und nötig, wenn unter Theologen und Laien sich ein heisseres Bemühen um das Verständnis dessen fände, was an der Botschaft Jesu das wesentlich Neue und Schöpferische gewesen ist.



Diskussion.

Wer sich eingehender mit der an der Person Jesu gegenwärtig geübten Kritik beschäftigt, sieht bald, dass dieselben Vorwürfe und Einwände immer wiederkehren. Es lässt sich ein Verzeichnis von ihnen aufstellen, und das soll hier geschehen. Zugleich soll der Versuch einer Widerlegung gemacht werden. Naturgemäss ist diese nur in höchst subjektiver Weise möglich, soweit Urteil und Kenntnisse des Verfassers reichen. Daher mag die Antikritik, die hier versucht wird, vielen lückenhaft und unzulänglich erscheinen. Daraus möge jedoch niemand den Schluss ziehen, dass über den Gegenstand nicht noch mehr und besseres gesagt werden kann, als es hier in aller Kürze geschieht. Die Sache Jesu wird immer besser sein, als unsere Apologetik. Immerhin scheint es wertvoll, einmal übersichtlich zusammenzustellen, was an Gründen und Gegengründen in der Debatte über die Bedeutung Jesu vorgebracht wird.

1. Erster Vorwurf: Jesus hat sich in seiner eschatologischen Erwartung geirrt. Das Reich Gottes, von dem er sagte: „Wahrlich, ich sage euch, es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich", Mat. 16 $_{28}$, ist nicht gekommen. Es war ein phantastischer Traum, ausgebrütet unter der Glut des Südens.

Dagegen ist zu sagen: Es ist jedenfalls grundverkehrt, Jesus nur als den „Zukunftsfanatiker zu betrachten, der nichts sieht als die Glut des Weltbrandes, und nichts hört als das Gellen der letzten Posaune".*) Welche Rolle die eschatologische Erwartung in der Verkündigung Jesu gespielt hat, ist keineswegs mit Sicherheit zu sagen. Der Versuch von

*) Heinrich Weinel, Ist das „liberale" Jesusbild widerlegt? Tübingen 1910. S. 27. Weinel polemisiert natürlich, und mit Recht, gegen diese Jesu zugeschriebene Einseitigkeit.

Albert Schweitzer,*) Jesus als ganz von dem Zukunftsgedanken beherrscht hinzustellen, hat die Unausführbarkeit dieses Unternehmens gezeigt. Immerhin bleibt bestehen, dass der tatsächliche Verlauf der Erwartung Jesu nicht entsprochen hat. Das Reich Gottes „im Lande", d. h. in dem heiligen Lande, in dem er es im Anschluss an die jüdische Apokalyptik erwartete (man vergl. z. B. Psalm 41 3, und Mat. 5 5), ist nicht gekommen. Man übersehe aber auch nicht, dass neben dieser spezifisch eschatologischen Reichshoffnung sich bei Jesus auch eine andere im Sinne eines schon gegenwärtigen Anbruchs findet, und grade in dieser zweiten Vorstellung muss das eigene Gut Jesu gesucht werden. Aber man darf hier nicht pedantisch verfahren. Ein religiöser Gedanke kann grösser sein, als die Form, in der er ausgesprochen wird. Der Glaube Jesu an den unmittelbar bevorstehenden Umschwung durch ein wunderbares Eingreifen Gottes war die Vorstellungsform, unter der er alle Dinge Aug in Aug mit der Ewigkeit stellte. In dieser durchgeführten Wertung alles Irdischen sub specie aeternitatis beweist sich die Energie seines religiösen Denkens. Das hat niemand besser gesagt als Schweitzer selbst:**) „Nun besteht aber das Ewige der Worte Jesu gerade darin, dass sie aus einer eschatologischen Weltanschauung heraus gesprochen und von einem Geiste aufgestellt sind, für den die damalige irdische Welt, ihre geschichtlichen und gesellschaftlichen Zustände schon nicht mehr existierten. Sie passen daher wie sie sind in jede Welt, denn in jeder Welt heben sie den, der ihnen ins Auge zu sehen wagt und nicht daran deutelt und dreht, aus seiner Zeit und seiner Welt heraus und machen ihn innerlich frei, dass er geschickt wird in seiner Welt und seiner Zeit schlichte Kraft Jesu zu sein."

Wem es Bedürfnis ist, auf den Buchstaben zu schwören oder nach dem Buchstaben zu verurteilen, der ist hier zum Mitreden nicht befugt. Man muss geschichtlichen Sinn haben, und man muss den ungeheuern religiösen Ernst der Zukunftssprüche Jesu herausfühlen, dann weiss man, sie treffen auf jeden Menschen zu. Hierfür vernehme man noch das Zeugnis eines der freisten Theologen, des vor kurzem verstorbenen

*) Von Reimarus zu Wrede, Tübingen 1906.

**) A. a. O. S. 400.

Otto Pfleiderer:*) „Grade der feste Glaube an die Nähe der entscheidenden Wendung war der Impuls und die durchschlagende Kraft seines Wirkens; indem das höchste Ideal als unmittelbar bevorstehende Wirklichkeit seine Seele erfüllte, hob es ihn empor über alle kleinen Sorgen und Interessen des Erdenlebens und liess ihn die unbedingte Hingabe des ganzen Herzens und Lebens an den Willen des allein guten Gottes als die wahre Bestimmung des Menschen erkennen. Und dieser Kern seines Glaubens bleibt vorbildlich für alle Zeiten, er behält seine Wahrheit auch für uns, wenngleich wir durch die Geschichte selbst dazu geführt worden sind, zwischen dem bleibenden Kern und der vergänglichen Form zu unterscheiden und die Verwirklichung des göttlichen Willens nicht mehr in plötzlichen Wunderkatastrophen, sondern in der stetigen Erziehung der Menschheit durch die natürliche Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen. Darum bleibt doch immer in Geltung die Anerkennung des unbedingten Wertes des göttlichen Reiches, die unbedingte Verpflichtung jedes einzelnen zur Selbsthingabe an diesen ewigen Weltzweck, der über alle endlichen Sonderzwecke unendlich überragt, und die tiefernste Verantwortung eines jeden für sein Verhalten zu diesem höchsten Lebenszweck."

2. Dem Reich Gottes, wie Jesus es schildert, wird vorgeworfen, es trage sinnliche Züge. Man beruft sich darauf, dass Jesus beim letzten Mahle seinen Jüngern in Aussicht stellt: Ich werde das Gewächs des Weinstocks neu mit euch trinken in meines Vaters Reich. Also sei das Reich Gottes ein Reich des Genusses und des sinnlichen Glückes, wie sich der Orientale die Seligkeit vorstellt: Nicht eine Seligkeit des Schaffens, des Ringens, des Ueberwältigens von Widerständen, wie wir die Seligkeit verstehen, sondern eine Seligkeit der Ruhe, des ungetrübten Genusses.**)

Dem gegenüber genügt es, an das eine Wort zu erinnern, das der Herr im Gleichnis zu dem treuen Knecht spricht: „Ich will dich über viel setzen", worin doch die Zusage liegt, dass der Knecht mit grösseren Aufgaben betraut werden solle. Man fragt sich, wie Jesus sich hätte ausdrücken sollen, um es allen recht zu machen. Sein Reich soll ja

*) Die Entstehung des Christentums, München 1905, S. 72.

**) Ernst Horneffer, Jesus im Lichte der Gegenwart, Leipzig 1910, S. 11.

ein Reich der Freude sein. Darum zieht er die höchsten Anlässe menschlicher Freude, Hochzeit und Festmahl, zum Vergleich heran, was ist daran orientalisch? Haben die Griechen nicht ihren Olymp gehabt, und die Germanen ihre Walhalla? Gerade der Gedanke einer Aufwärtsbewegung, durch Erweiterung des Tätigkeitsgebietes, durch Entfaltung der Persönlichkeit, durch Dienst Gottes in neuen Formen, durch Verklärtwerden von einer Klarheit zur andern, der der christlichen Vorstellung von der Seligkeit eignet, er fehlt der heidnischen. Eine Polemik allerdings, die die Dinge auf den Kopf stellt, ist nicht zu widerlegen.

3. Völlig fern soll dann Jesus der Gedanke der Entwicklung gelegen haben. Nichts wisse er von einem stillen, allmähligen Reifen des Reiches Gottes. Das Gleichnis vom Senfkorn beweise hierfür nichts. Denn das Senfkorn sei eine schnell aufschiessende Pflanze. Ebenso schnell und plötzlich, als ein völliges Wunder werde das Reich Gottes erscheinen.*) — Aber hat nicht auch Jesus das Gleichnis von der langsam wachsenden Saat gesprochen, die zum ersten den Halm hervorbringt, dann die Aehren, dann die Frucht in den Aehren? Im Gleichnis vom Senfkorn ist der Vergleichungspunkt ein ganz anderer, als behauptet wird: Gerade die Entwicklung aus kleinen Anfängen zu einem weltüberschattenden Baum. Es mag zugegeben werden, dass die „verkürzte Perspektive“ die Vorstellung einer viel tausendjährigen Entwicklung für Jesus ausschloss. Aber es kann auch nicht als Jesu Aufgabe bezeichnet werden, im voraus eine Skizze des Weltverlaufs mit sämtlichen Zwischenstadien zu geben. Er gab das Ziel und den Anstoss zur Bewegung in der Richtung auf dies Ziel, das genügt wahrlich. Im übrigen ist „Entwicklung“ heute das Schlagwort der gebildet sein Wollenden. Man sollte aber nicht vergessen, dass zurzeit noch in völliges Dunkel gehüllt ist, wie Entwicklung überhaupt zustande kommt. Warum geht aus niederen Formen die höhere Form hervor? Woher das Neue, das Plus, der Fortschritt? Ehe man darauf Antwort geben kann, sollte man zurückhaltender sein, den geschichtlichen Wert eines Menschen nach seiner Bekanntschaft oder Unbekanntschaft mit dem modernen Entwicklungsgedanken zu bemessen.

*) So E. Horneffer.

4. Was weiter den Vorwurf der Interimsethik angeht, so ist festzustellen, dass die Ethik Jesu die unvergänglichen Richtlinien für die Jahrtausende enthält. Die Fähigkeit muss der Beurteiler allerdings besitzen, zwischen dem jüdischen Schema, in dem die Ethik Jesu sich formal noch bewegt, und ihren universalen Tendenzen zu unterscheiden. Das Charakteristische dieser Ethik besteht darin, dass sie den Menschen als ein Wesen nimmt, das einer Entwicklung fähig und bedürftig ist; das Ziel der Entwicklung ist überweltlich, ist die Gottesgemeinschaft. Sie berührt sich hierbei in überraschender Weise mit den Grundlinien einer neuen Ethik, die man besonnenerweise aus dem naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken selbst herleiten kann. Zwei wichtige Berührungspunkte zwischen der Ethik Jesu und dem Evolutionismus dürfen ohne weiteres konstatiert werden. Der eine der Altruismus, der als biologisches Grundgesetz in seiner Wichtigkeit für die höhere Entwicklung der Lebewesen immer mehr bekannt wird. Bölsche z. B. hat es bereits ausgesprochen, dass die Lehre Darwins vom Kampf ums Dasein unbedingt durch die Mitwirkung einer durchgehenden Interessengemeinschaft in der organischen Welt zu ergänzen sei.

Der andere Berührungspunkt ist der ethische Optimismus Jesu. Jesus traut es der Gnade Gottes zu, dass sie auch den verworfensten Sünder noch zu seinem Ideal zurückführen kann. Er sieht am Ende der Entwicklung nicht den Sieg des Bösen, sondern den Sieg Gottes. Zu den Schranken seiner Weltansicht gehörte es, dass er sich über den Zeitraum bis zum Eintritt des vollen Gottessieges getäuscht hat. Aber die Anerkennung darf ihm darum doch nicht vorenthalten werden, dass er unserm Geschlecht seine unverrückbaren Ziele aufgesteckt hat.

5. Aber der Eudämonismus? „Es wird euch im Himmel wohl belohnt werden“ auf der einen Seite und „fürchtet euch vor dem der Leib und Seele verderben mag in die Hölle“ auf der anderen Seite? Wieder findet Horneffer die schärfsten Worte: „Turmhoch über Jesu Predigt steht aus diesem einzigen Grunde die Ethik der Griechen, die den Gedanken schon gefasst hatten: Das Gute lediglich um seiner selbst, um des inneren Gleichgewichts der Seele willen!*)

*) Das sind doch zwei verschiedene Motive, und zwar nähert sich das zweite („inneres Gleichgewicht der Seele“) bedenklich dem Eudämonismus, was Horneffer nicht zu merken scheint.

Jesus gehört in eine ganz andere Welt, in jene damalige orientalische Welt, die ohne Lohn, und zwar einen Lohn der Freude, des Genusses, ohne die Utopie eines verklärten Lebens das Gute sich gar nicht denken konnte. An den unmittelbaren Wert des Lebens, an den selbsteigenen Wert der Tat zu glauben, war dieser Welt noch gänzlich verschlossen.“ Ich sehe davon ab, die geschichtlichen Irrtümer richtigzustellen, die in diesen Behauptungen enthalten sind. Es genügt, zunächst darauf hinzuweisen, dass Jesus den Lohngedanken auch durchbrochen hat. Man denke an das Wort: Wir sind alle unnütze Knechte. Man denke an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg; wie an die Ermahnung, Gott ähnlich zu werden, der seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute. Ja, es ist sicher, dass Jesus den Lohngedanken auch prinzipiell überwunden hat. Er ist mit dem Grundcharakter seines Evangeliums unverträglich, nach welchem der Mensch niemals einen Anspruch an Gott hat, sondern Gott gegenüber immer nur der Empfangende, der aus Gnaden Beschenkte ist. Die sittlichen Leistungen der Justitia civilis sollen gewiss nicht unbelohnt bleiben, es wird keiner weniger erhalten als recht und billig ist; aber Gott wird sich auch keine Grenzen vorschreiben lassen, wie weit er mit seiner Milde gehen darf. Was Jesus will, steht im geraden Gegensatz zu der jüdischen Lohnsucht und dem Ausrechnen des himmlischen Kontos an guten Werken; trotz aller Anklänge an das jüdische Schema, wie sie etwa das Wort enthält: Sammelt euch Schätze im Himmel, und trotz der Verwendung des Lohnmotivs in den Sprüchen vom Fasten und Almosengeben. Was Jesus will, ist nämlich dies: Ein unendliches Vertrauen erzeugen, dass unser Gutestun im Einklang mit der Güte Gottes ist und, mag es auch oft sinnlos und zwecklos erscheinen und mit schweren Opfern verbunden sein, doch zuletzt als das Vernünftige und Gottgemässe sich herausstellen wird. Jeder rechtliche Anspruch, der die jüdische Religion vergiftete, ist aufgehoben. An seine Stelle tritt die Uebereinstimmung mit der sittlichen Ordnung des Alls. Man beachte auch, dass die Belohnung des treuen Knechtes darin besteht, dass sein Tätigkeitsgebiet ausgedehnt wird: Ich will dich über viel setzen. Das klingt doch nicht nach orientalischer Genusssucht. Schliesslich verlange man von einer Ethik,

die für vernünftige Menschen bestimmt ist, nicht, dass sie die Forderung des Guten aufstelle ohne alle Rücksicht auf die sich ergebenden Konsequenzen. Das Gute nur einer abstrakten Definition zu Liebe zu tun, mag Sache philosophischer Prinzipienreiter sein. Der Mensch wird immer erwarten, dass sein ethisches Handeln trotz zunächst eintretender Schädigung sich doch zuletzt als „gut“ für ihn erweisen wird. Das ist nicht Lohnsucht, sondern Vertrauen darauf, dass die entscheidende Instanz sich zu den von ihr im sittlichen Bewusstsein geltend gemachten Forderungen bekennen werde.

6. Was aber sagen wir zu der Gerichtsdrohung Jesu: „Gehet hin Ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“ Ich würde sagen, dass hier jüdische Farben verwandt sind, wie leicht nachzuweisen ist; dass keinesfalls Jesus die Lehre von der endlosen Dauer der Höllenstrafen vorträgt, sondern dass den Verdammten die schliessliche Vernichtung angedroht wird; dass eine vergeltende Gerechtigkeit Gottes für diejenigen, die sich mit der Grundtendenz seiner Schöpfung in Widerspruch gesetzt haben, nur selbstverständlich ist; und dass angesichts der jämmerlichen Gerechtigkeit auf Erden man es nur in der Ordnung finden kann, wenn ein jeder empfängt, was seine Taten wert sind. Was seine Taten wert sind — das ist doch nicht ungerecht! Matth. 25 ist hier besonders lehrreich. Die Hartherzigen verfallen dem ewigen Feuer. Man denke daran, dass kein Tier so grausam gegen seinesgleichen ist, wie der Mensch. Was Jesus sagt, ist, dass es für die abgefeimten Bosheiten und teuflischen Martern, die Menschen einander antun, ein richtendes Tribunal gibt. Sie haben sich von dem Gesetz der Liebe geschieden, das im Herrschaftsgebiet Gottes Geltung haben soll. Ihnen geschieht nach Recht und Billigkeit.

7. Ein weiterer Vorwurf wird Jesus aus seinem Gott-Vater-Glauben gemacht. So naiv wie er, könne nur jemand empfinden, der auf den lieblichen Fluren Galiläas aufgewachsen sei. „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ „Bittet, so wird euch gegeben.“ „Vater, dein Wille geschehe.“ Diese Anschauung von dem liebevollen Vater-Gott möge schön und rührend sein, aber wahr sei sie nicht. Was vielmehr allem Geschehen zugrunde liege, sei die er-

barmungslose Natur mit ihren Gesetzen. Mit besonderer Leidenschaft richtet sich der Angriff der Gegner auf diesen Punkt. Horneffer sagt:*) „Als Vater verehrte Jesus Gott, als liebenden Vater des unendlichen Verzeihens, unendlichen Erbarmens, der auch das letzte seiner Schäflein nicht verloren gehen lassen will. Ein wunderbarer Trost mag in dieser Erwartung liegen. Das Allgeschehen trägt die Verantwortung für jedes Einzelgeschehen. Dieses ist sicher gebettet im Urgeschehen, das das Einzelne nicht vergisst.**) Aber diese Vaterliebe in allem Geschehen können wir unmöglich mehr anerkennen. Wer das heute noch ernstlich glaubt, dem werfe ich nicht nur Irrtum, dem werfe ich Mangel an Ehrfurcht vor den grossen Rätseln des Daseins vor. Man muss die Schauer der letzten Probleme, der letzten dunklen Fragen des Daseins gar nie geahnt haben, um heute noch in der christlichen Sprache sprechen zu können. Die christlichen Symbole können nicht mehr unsere Symbole sein. Sie sind bei aller Treuherzigkeit, bei aller gütigen Gesinnung, mit der sie die Schauer des Lebens verscheuchen wollen, zu einfach, zu schlicht, ja, sagen wir es geradezu, sie sind zu kindlich-plump, als dass sie uns noch etwas bedeuten könnten."

Hierzu wäre zu bemerken, dass allerdings jedem die Wahl gelassen ist, für welchen Glauben er sich entscheiden will, für den Glauben an das Vaterherz, das nach einem schönen Ausdruck Naumanns im Hintergrund aller Dinge schlägt, oder für den Glauben an die vernunftlose Maschinerie der Natur. Der eine Glaube ist so unbeweisbar wie der andere. Der christliche Glaube aber ist zum mindesten nicht weniger vernünftig als jeder andere. Die Erklärung der Welt aus einem bewussten Zentralwillen kann sich neben allen anderen versuchten Erklärungen immer noch sehen lassen. Ja, es hat der christliche Gottesglaube eine starke Instanz für sich. Das ist die Angemessenheit an die Bedürfnisse unserer Natur. Der Mensch ist so angelegt, dass er unter der Sonne eines zuversichtlichen, starken Glaubens, gedeiht und zu den höchsten Leistungen befähigt wird. Während jede pessimistische oder fatalistische Weltansicht die besten Kräfte unseres Wesens lahm legt. So hat Jesus

*) A. a. O. S. 15.

**) Sehr gut, so ist es wirklich gemeint.

jedenfalls das ausgesprochen, was uns Menschen am gemässesten ist.

Es ist daher wieder ein perfides Schlussverfahren, wenn aus dem Glauben an den Vater-Gott „die Verzweiflung an der Meliorisierung der diesseitigen Verhältnisse auf dem Wege fortschreitender Kultur“ abgeleitet wird, wie das Fr. Steudel*) tut. Solche Behauptungen stehen einfach im Widerspruch mit der Geschichte, die beweist, dass grosse Leistungen auf allen Gebieten mit Gottvertrauen wohl verträglich sind, ja dadurch gefördert werden. Selbst in der Kriegsgeschichte war es noch immer eine gute Losung: Lasst eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind.

Vor allem darf man fragen, was denn die Herren Gegner Besseres zu bieten haben. Sie sind gross in der Kritik des christlichen Gottesglaubens, aber mit welchen Mitteln begegnen sie selbst den von ihnen so stark betonten Rätseln des Daseins? Steudel wird wahrscheinlich seinem monistischen Standpunkt entsprechend sich mit Kulturbegeisterung über die schlechte Welt trösten, wer damit zufriedenzustellen ist — habeat sibi. Horneffer, der die Dinge weniger oberflächlich anfasst, schlägt eine andere Tonart an:**) „Gerade diesen Gott der Vorsehung und Liebe können wir nicht ertragen. Er tritt unserem Heroismus zu nahe. Er tut unserer Würde, unserer Tapferkeit wehe. Unser sittliches Gefühl empört sich gegen ihn. Wir fühlen uns im Leben nur heimisch, wenn wir an den dämonischen Ursprung des Lebens glauben. Diese erbarmungslose dämonische Gewalt, die nichts von Vorsehung und Liebe weiss, blickt uns überall aus dem Antlitz der Welt entgegen. Dieser dämonischen Macht aber das Gesetz und die Ordnung, den Adel der Harmonie, alles was die Wirklichkeit stolz und wert macht, abzuringen — das ist die hehre Aufgabe des Lebens, das ist unsere Religion. Unbelohnt, ungesegnet, unbeschützt erwarten wir nichts von dem Urquell des Lebens. Nur eine unermessliche, lastende Pflicht verknüpft uns mit ihm. Wir bedürfen nicht seiner, wir sollen ihm

*) Das Christusproblem und die Zukunft des Protestantismus, Leipzig 1909, S. 38. Steudel ist Pastor einer christlichen Gemeinde in Bremen und gleichzeitig einer der leidenschaftlichsten Bekämpfer der Geschichtlichkeit Jesu.

**) Die Tat, Heft 7, 1910, S. 389.

alles leisten, wunschlos, treu bis zum Tode ohne Wiederkehr. Wo man uns noch eine leiseste Hoffnung hinmalt auf irgendwelche Güte im Weltgeschehen, die uns entgegen kommt, auf welche zu bauen wäre, da hassen wir, da herrscht noch nicht die eiskalte Wahrheit, die uns mit ihrer unerbittlichen Herbheit unerlässlich lockt.“

Hier stehen sich in der Tat Christentum und der entschlossene konsequente Atheismus gegenüber. Man hat zu wählen. Horneffer kommt mit seinem Titanentrotz einige Jahrtausende zu spät. Das Ergebnis der bisherigen Menschheitsgeschichte ist die Ueberzeugung, dass im Weltgeschehen irgendein Sinn steckt. Der consensus omnium ist das wenigstens, von den destruktiven Systemen einiger Philosophen abgesehen. Horneffer macht sich die Sache zu leicht, indem er nur die negativen Instanzen gelten lässt, nämlich das Unvernünftige und Grausame des Weltverlaufs. Es gibt doch auch positive Instanzen. Die Wirklichkeit ist von Güte nnd Gerechtigkeit nicht ganz verlassen. Was sich in ihr an Plan, Gesetzmässigkeit, sittlicher Ordnung zeigt, fordert Anerkennung. Es einfach leugnen, wie Horneffer, heisst der Wirklichkeit Gewalt antun. Auch möge er dann doch die Frage beantworten, woher denn dem Menschen Schönheit und Adel kommen, wenn nur ein scheussliches, „dämonisches“ Chaos den Menschen geschaffen hat. Dass Horneffer dem Christentum mit Hass gegenübersteht, wissen wir nachgerade. Er möge uns doch auch einmal sagen, wie er selbst die Weltprobleme löst. Hierüber vernehmen wir nichts.*) — Ob nicht doch der Glaube Jesu, dass auch das Widersinnige letzten Grundes einem guten, göttlichen Willen dienen muss, mehr Zukunft hat, als die trotzige Krafthuberei Horneffers?

Man muss auf die Falschmünzerei achten, die hierbei getrieben wird. Erst werden — von Horneffer und andern — die Schattenseiten des Lebens dick unterstrichen. Es gibt nichts von Güte und Liebe und Vorsehung im Weltgeschehen, nur erbarmungslose, brutale Naturnotwendigkeit. Also ist der Gottesglaube eine Täuschung. Er wird Lügen

*) Früher machte er dazu wenigstens den Versuch, indem er eine dualistische Metaphysik eigner Erfindung vortrug. Heute, o stolzer Geist, wie sehr bist du gesunken! — heute geht er Arm in Arm mit den Monisten.

gestraft durch diese schlechte, sehr schlechte Welt mit all ihren Grausamkeiten und Widersinnigkeiten. Solche Ausführungen, mit pathetischem Tremolo in der Volksversammlung vorgetragen, machen Eindruck, besonders wenn dann als Schlusseffekt der Satz kommt: Gott ist tot! Aber dann verändert der Philosoph plötzlich seinen Standpunkt. Und wunderbar, dasselbe Leben, das vorher so kohlschwarz aussah, wird nun auf einmal rosenrot. Wie herrlich ist es doch zu leben, zu atmen, zu lieben, zu arbeiten für den Kulturfortschritt der Menschheit! Ein begeisterter Hymnus auf das Leben fliesst von denselben Lippen, die es vorher nicht genug zu tadeln wussten. Der „Lebensglaube“ siegt über den Gottesglauben, der Lebensgläubige aber sagt ein grosses, freudiges Ja zur Wirklichkeit. Und siehe, das ist die Religion der Zukunft!!

Die Taktik dieses Verfahrens ist klar. Erst Lästerung der Welt und des Lebens, um jede Spur göttlichen Wirkens auszutilgen. Dann religiöse Verehrung für dasselbe Leben, das in seiner Schönheit den Menschen überwältigen und berauschen müsse. Der Widerspruch liegt hier zu Tage und die Unehrlichkeit auch. Wenn die Monisten, oder wer es sonst sei, das Leben lebenswert finden, so wird damit anerkannt, dass Gott die Welt nicht so miserabel geschaffen hat, wie zuerst behauptet wurde. Für den, der das Leben recht zu nehmen weiss, lässt sich auch etwas Rechtes aus ihm machen. Wird das zugegeben, so entfällt damit die Befugnis, das Leben in seiner Totalität — denn darauf kommt es an — als Beweis gegen den Gottesgedanken auszuspielen. Dass im einzelnen viele schwere Rätsel stehen bleiben, ist auch dem Christen nicht unbekannt.

8. Kaum ernst genommen zu werden verdient die Behauptung, mit der Jesus von Horneffer völlig diskreditiert werden soll,*) Jesus sei der Schöpfer des Katholizismus, das heisse also des blinden Autoritätsglaubens und des Unfehlbarkeitswahnes. „Er hat oft gefehlt. Mit seinem Messiasglauben aber kommen wir zu der bedenklichsten Seite seines Wesens.“ „Er ist der gefährlichste Schwärmer gewesen, der je auf Erden gelebt hat.“ Indem er sich zum Messias machte, legte er ein eisernes Joch auf die Menschheit, unter dem diese bis heute seufzt. „Ein glühender

*) Jesus im Lichte der Gegenwart, S. 32 ff.

Fanatismus erwacht in ihm, wenn er von dem Glauben an sich, an seine Worte spricht. Wer den starren Gehorsam, die gebundene Abhängigkeit, kurz das, was wir im Katholizismus verwirklicht sehen, für ein Uebel hält und nach den Gründen dieser Erscheinung forscht, der wird bei Jesu enden!“

Jedes dieser Worte Horneffers ist Entstellung. Der Hass macht blind; aber neben dem Hass scheint hier noch der Wunsch mitzusprechen, die Anklage auf Grössenwahn, die gegen Horneffers Meister, Nietzsche, erhoben wird, auf Jesus abzuwälzen. Gewiss hatte Jesus ein Bewusstsein von seiner einzigartigen Sendung. Er war Prophet und mehr als Prophet, davon ist er durchdrungen. Aber vor der Ueberhebung, die ihm hier vorgeworfen wird, bewahrte ihn doch ein doppeltes. Einmal eine deutlich betonte Unterordnung unter Gott: Was heissest du mich gut?, Mat. 19_{17}. — Gott allein weiss die Stunde, Mat. 24_{36}. — Die Lästerung seiner Person soll vergeben werden, Mat. 12_{32}. — Gethsemane, Mat. 26_{36} ff. Dann gehört es zum Sichersten, was sich über ihn sagen lässt, dass er jede Bevormundung der Seele aufheben will. Er stellt die Seele unmittelbar vor Gott. Gott steht im Mittelpunkt seines Evangeliums, er selbst wollte weder König noch Messias sein.*) Man müsste das ganze Bild, das die Evangelien von seinem äussern Auftreten geben, das Bild des demütigen Helfers und Dulders ins Gegenteil verzerren, wenn Horneffer recht haben sollte. Der Unfehlbarkeitswahn aber des Katholizismus geht nicht auf Jesus zurück, sondern auf die Papstkirche römisch-cäsaristischen Ursprungs, das könnte Horneffer wissen.

9. Besonders scharfe Angriffe erfährt die Liebespredigt Jesu. Seine ganze Moral sei nur auf Hilfs-

*) Die Frage, ob und in welchem Sinne Jesus die Messiaswürde für sich beansprucht habe, ist noch nicht einwandfrei geklärt. Die wissenschaftliche Theologie nimmt heute meist an, dass Jesus das politische Messiastum zwar von sich gewiesen habe, gegen Ende seiner Laufbahn aber in der apokalyptisch-eschatologischen Messiaserwartung die seinem Berufsbewusstsein entsprechende Form gefunden habe. Hiervon kann ich mich nicht überzeugen. Mir scheinen die Quellen, wenn man das abzieht, was die Berichterstatter in bester Absicht Jesus an messianischer Würde zugeschrieben haben, zu ergeben, dass er die beständig neu an ihn herantretende Versuchung, als Messias aufzutreten, in fortschreitender Entschiedenheit überwunden hat.

bereitschaft und Trostspenden gestellt. Aus Leiden sei das Christentum geboren, nur Leiden wolle es stillen, höhere Ziele kenne es nicht. — Hier liegt doch wohl ein Missverständnis vor. Die Kritik trifft nicht Jesus, sondern die, die ihn bisher nicht verstanden haben. Jesus lehrt die Nächstenliebe nicht in dem Sinn einer schwächlichen Gutmütigkeit, sondern im Sinne einer Regelung der Beziehungen der Menschen untereinander, zu der das Verhalten Gottes zu den Menschen das Vorbild gibt. Das göttliche Verhalten ist aber alles andere, als blosse Milderung der Daseinsleiden; ist vielmehr ein Hineinstossen in die Daseinsleiden, um die Reaktion des Menschen dagegen zu wecken, das will sagen, um Glauben, Tatkraft, Ewigkeitssehnsucht zu erzeugen. Man wird nun der christlichen Liebestätigkeit nicht den Vorwurf machen können, dass sie nur auf die Beseitigung der äusseren Uebel gerichtet sei. Die Abzweckung auf den inneren Menschen hat sie gerade vor der bloss „humanen“ Wohltätigkeit voraus.

Wer nur ein wenig von der Praxis der Armenpflege kennt, weiss, dass das meiste, das hier geschieht, dem Empfänger mehr schadet als nützt. Es ist aber gerade das ausgesprochene Ziel der christlichen Barmherzigkeit, den Menschen in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen. Diesen Grundsatz hat die grösste Autorität unserer Zeit auf diesem Gebiet, Pastor von Bodelschwingh, befolgt. Man denke nur an seine Arbeiterkolonien, sein Auftreten gegen die Wanderbettelei, seine Moorkulturen. Es entspricht das genau der von Jesus gewiesenen Linie. Allerdings liegt dem Angriffe auf die christliche Liebespredigt auch ein berechtigtes Gefühl zugrunde. Es macht sich gelegentlich in der christlichen und ausserchristlichen Wohltätigkeit ein weichlicher Zug geltend, als sei es nötig und wünschenswert, die Menschen vor allen Störungen ihres Wohlbefindens zu bewahren, genau derselbe weichliche Zug, der auch unserer sozialen Gesetzgebung eignet und hier schon anfängt, verhängnisvolle Wirkungen auf den Volkscharakter auszuüben. Man denke auch an die zärtliche Schonung, deren sich die Verbrecher in deutschen Landen erfreuen. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, dass die Fürsorge für einen anderen nicht so weit gehen darf, ihm den Daseinskampf abzunehmen. Das hiesse ihn zum Schmarotzer machen. Jesus aber wollte

immer den inneren Menschen gegen die Not mobil machen. Darum konnte er auch hart sein, aus Liebe. Seine Liebe muss scharf unterschieden werden von dem weltschmerzdurchtränkten Mitleid des Buddhismus. Jesus zeigt die feinste Mitempfindung mit der seelischen Lage des anderen. Er vertritt durchaus den Gedanken der brüderlichen Solidarität aller Menschen. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut," sagt doch auch Goethe und wird darum gelobt; soll Jesus es nicht sagen dürfen? Aber Jesus will weder bloss die äusseren Uebel abstellen, noch auch nur mit dem Gefühl der Teilnahme trösten; sondern den Menschen aus seinem zuversichtlichen Gottesglauben die Kraft geben, die er braucht. So ist es gemeint: Weine nicht! Luk. 7_{13}. Sündige hinfort nicht mehr! Joh. 5_{14}. Glaube nur! Luk. 8_{50}. Gehe hin und tue desgleichen! Luk. 10_{37}. Lass die Toten ihre Toten begraben, Mat. 8_{22}. Ich will euch erquicken, Mat. 11_{28}.

10. Weiter: Jesus zertritt die Individualität, Opfer, Selbstverleugnung, Hingabe des Lebens, Verzicht auf Recht, Verzicht auf Genuss und Lebensfreude, grenzenloses Verzeihen, sich alles gefallen lassen: das sind seine Forderungen. Wo bleibe da ich selbst? Ich gelte nichts, der Nächste alles. Mein Recht hat nicht zu gelten, nur das Recht des Nächsten; ja nicht einmal dessen Recht, dessen Unrecht sogar. Wie herrlich, wie menschlich echt und erfrischend ist es demgegenüber, wenn Bismarck einmal nach einer schlaflosen Nacht, in der er sich lebhaft mit seinen Feinden beschäftigt hatte, an seine Frau schreibt: „Ich habe wieder einmal die ganze Nacht gehasst."*) — Dem aber, der gesagt hat, dass der Gewinn der ganzen Welt den Wert einer Menschenseele nicht aufwiege, darf man nicht vorwerfen, dass ihm die Individualität gleichgültig sei. Dass der Mensch als Einzelpersönlichkeit sein Ziel erreiche, ist auch für Jesus das grösste Anliegen. Aber allerdings, der Weg ist verschieden. Hier bei den modernen Propheten des Individualismus ein ausschweifender Kultus des eigenen Ichs, sei es im Sinn einer höchst gesteigerten Selbstkultur, sei es im Sinn eines brutalen Sichdurchsetzens, nach dem Rezept Nietzsches. Bei Jesus die Erhöhung der Persönlichkeit gewissermassen auf einem Umwege, nämlich durch Aufopferung für Gottes

*) E. Horneffer, Jesus im Lichte der Gegenwart, S. 23.

Zwecke. Der Tod des Helden ist das Leben in der Geschichte. Von der Aufopferung der Besten unter uns leben wir alle. Die Aristokraten des Genusses haben die Menschheit nie vorwärts gebracht. Man hat zwar gesagt, Goethe habe, indem er sein eigenes Wesen zur feinsten Blüte ausbildete, mehr für die Vervollkommnung der Menschheit getan, als Jesus, indem er für sie starb, oder sich einbildete für sie zu sterben. Nun, Goethe war ein Lebenskünstler, das wissen wir, und eine ästhetisch abgestimmte Lebensführung mag ihren Reiz haben, das soll nicht geleugnet werden. Aber wovon die Menschheit wahrhaft lebt in Familie und Staat, das sind nicht die für exquisite Müssiggänger berechneten Grundsätze der Goetheschen Lebensweisheit, sondern sind die heroischen Forderungen Jesu, die den Menschen über sich selbst erheben, indem sie ihn lehren, sein sinnliches Dasein für übersinnliche Güter zu opfern.*)

Im übrigen hat sich fraglos in das christliche Empfinden eine Verkennung der wahren Meinung Jesu eingeschlichen. Es steht doch nicht so, dass die eigene Persönlichkeit unter allen Umständen hinter der des Nächsten zurückzutreten hätte. Dann wäre in der Tat die Anklage berechtigt, dass durch die christliche Menschenliebe nur Mittelmässigkeit gezüchtet werde. Gesetzt den Fall, ein genialer junger Mensch, ein zukünftiger Beethoven oder Bismarck, werde durch Rücksicht auf bedürftige Angehörige in einem Brotberuf festgehalten, der ihm die Entfaltung seines Genies unmöglich macht. Offenbar gibt es da für die Selbstverleugnung eine Grenze. Das wird noch weit mehr zutreffen, wenn nicht irgend welche geniale Anlage, sondern das eigene Wesen der Seele, ihre Wahrheit, ihre Reinheit, ihr Gottesstreben auf dem Spiel steht. Jesus hat sich sowohl seinen Verwandten, wie dem Petrus gegenüber das Recht gewahrt, dem inneren Gesetz seiner eigenen Natur zu folgen, und anders haben Paulus, Augustin und Luther auch nicht gehandelt. Lasst nur Helden geboren werden, sie sollen als Ritter Jesu ihre Grösse voll erreichen!

---

*) Dass die Goethesche Weltanschauung auch dem Christentum zugewandte Seiten hat, soll natürlich nicht verkannt werden. Aber seine Stellung ist so mehrdeutig, dass sich jeder Standpunkt auf ihn berufen kann. Es fehlt das Rückgrat. Und ganz unverdient widerfährt es ihm doch nicht, dass heute die Monisten, die geistigen Plebejer der Gegenwart, ihn zu ihrem Bundesheiligen erkoren haben.

11. Es ist ferner üblich, Jesus für die Askese des Christentums verantwortlich zu machen. Die Askese aber kommt, wie man sich heute leicht aus dem schönen Buch von Paul Wendland, „Die Hellenistische Kultur", überzeugen kann, aus der vor- und ausserchristlichen Welt und ihrer Bankerottstimmung. Es soll kein Zweifel darüber gelassen werden, dass die Askese im eigentlichen Sinne einen Gifttropfen im Körper des Christentums bedeutet. Aber er rührt nicht von Jesus her, sondern von der absterbenden Antike. Die Behauptung, es sei durch Jesus die orientalische Askese der unverdorbenen abendländischen Welt eingeimpft worden, ist geschichtlich falsch. Wer das sagt, macht sich einer bewussten Unwahrheit schuldig. Was sich E. Horneffer merken möge, der auf dieses Märchen reist. Denn das schöne, stolze, freie Griechentum, von dem wir immer wieder hören, gab es zur Zeit Christi längst nicht mehr, wenn es überhaupt je bestand. Schon Plato ist mit Recht der letzte Grieche und der erste Christ genannt worden. Das hat doch seine Gründe.

12. Weiter, Jesu Kulturlosigkeit, seine Abneigung gegen den Reichtum, seine Verrufserklärung des Erwerbsinns, seine Ablehnung des Staates: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" das heisst ja doch: Was geht mich euer Kaiser an? Das ist, sagt man, „Interimsethik", die für Arbeit und Pflichterfüllung keinen Sinn mehr hat, weil das Weltende bevorsteht. Jesus ist der kulturlose Asiate, der auf keine Weise mehr in unsere heutige Welt passt. Es ist bekannt, dass besonders der Politiker Friedrich Naumann, der frühere Theologe, auf die Unvereinbarkeit der Forderungen Jesu mit den Bedürfnissen unserer Kultur hingewiesen hat. Seine Kritik ist zwar noch mit warmherziger Anerkennung gemischt. „Jesus steht noch gross und klar über aller unserer Geisteskultur, er ist nicht unter die orientalischen Altertümer geraten."*) „Dass die Person Jesu im Mittelpunkt unserer Religion steht, bedarf also keines Beweises. Er gehört zu den schöpferischen Seelen, die Gott füllte. Er ist die Zentralperson des Abendlandes. Er ist in allen besseren Formen unserer abendländischen Kultur irgendwie drin."**) „Fromm sein heisst: Einen Seelen-

*) Briefe über Religion S. 17.

**) Ebenda, S. 37 f.

zustand gewinnen, wie er in Jesus in überwältigender Wucht vorhanden ist.“*) Aber die Anerkennung wird von der Ablehnung überwogen. Die Regelung des modernen Lebens allein nach den Grundsätzen Jesu ist nach Naumann unmöglich. Dafür ist die heutige Welt zu kompliziert, zu sehr über den Gesichtskreis Jesu hinausgewachsen. Die Worte Jesu, die sich gegen den Kapitalismus seiner Zeit richteten, sind ursprünglich wörtlich zu verstehen gewesen, aber sie können leider von uns nicht wörtlich erfüllt werden. Jesus verbietet den Mammonsdienst, bei uns aber gehört Rechnen und Erwerben zu den sittlichen Pflichten. Jesus steht dem Staat und dem politischen Machtgedanken ablehnend gegenüber. Der Staat aber ist die Vorbedingung aller Kultur. Mit dem Staate verfällt auch der Militarismus dem Verwerfungsurteil Jesu, er predigt Bruderliebe und nicht den Krieg. Das Geschäftsleben wie das politische Leben empfängt heute seine Direktiven nicht mehr von Jesus. Der Christ ist also gezwungen, schliesst Naumann, die Einheitlichkeit der sittlichen Beurteilung aufzugeben. Neben der Nachfolge Jesu steht die moderne Welt, die ihren eigenen Gesetzen folgt. „Wer nun sagt, dass im Evangelium alle Sittlichkeit vorhanden ist, die es für uns gibt, der muss entweder die bürgerliche Sittlichkeit des Staates überhaupt von sich weisen, oder er muss sie umdeuten, bis sie sich einem System christlicher Moral einzufügen scheint. Das letztere ist das häufige. Man macht den Staat mit allen seinen Kanonen und Kerkern zu einem Bestandteil und Hilfsmittel des Reiches Gottes. . . . Wie soll ich nun sagen, dass Bismarcks Vorbereitung des Schleswig-holsteinischen Krieges ein Dienst des Reiches Jesu Christi sei? Das bringe ich nicht fertig! Aber ich bewundere diese Vorbereitungen trotzdem. Es fällt mir nicht ein, sie zu beklagen. Das ist die innere Lage, aus der heraus ich sage: Nicht alle Pflichterfüllung ist christlich. Bismarck tat, was er musste, denn sein Beruf war die Pflege der Macht. Diese Pflichterfüllung ist nicht ohne weiteres Nachfolge Jesu.“**)

Es ist schwer, solcher Beredsamkeit zu entgegnen. Trotzdem darf mit voller Zuversichtlichkeit behauptet werden, dass keine zwingende Veranlassung vorliegt, die normative

*) Briefe über Religion, S. 48.

**) Ebenda, S. 67.

Bedeutung Jesu für unsere Kultur preiszugeben oder auch nur abzuschwächen. Man muss die Normen, um die es sich hier handelt, nur hoch genug, zeitlos genug fassen. Es ist ein Stück der alle Geschichte überragenden Grösse Jesu, dass er sich auf keine Detailvorschriften über die Anordnung der menschlichen Gesellschaft eingelassen hat. Wer von ihm Aeusserungen über die jeweiligen Verfassungsfragen und Erwerbsverhältnisse der Völker erwartet, der wird freilich enttäuscht. Jesus gibt für das Gemeinschaftsleben der Menschen nur die Obersätze, die Prinzipien, keine Paragraphen. Hätte er das getan, sein Evangelium wäre notwendig veraltet. Es ist nicht gesagt, dass das Völkerleben immer in der Form des Staates verlaufen müsse. Monarchie und Republik können eines Tages von einer anderen Form der menschlichen Gesellschaft abgelöst werden, wenn die seelischen Voraussetzungen dazu gegeben sind. Hat Jesus nicht recht: Was geht mich euer Kaiser an? sorgt dafür, dass Gottes Herrschaft auf der Erde sich durchsetze! Und bleiben nicht für alle Kulturverhältnisse die Leitgedanken Jesu von der Gefahr des Reichtums massgebend? Es ist doch Tatsache, dass der Reiche — als Typus selbstverständlich, denn nur vom Typus redet Jesus — nicht über die Mauer des Egoismus, die er um sich gezogen hat, hinüberblicken kann noch will.

Es ist übrigens irrig, wenn Naumann den Staat aus dem Zwang konstruiert, um die Unvereinbarkeit des Staatsgedankens mit der christlichen Bruderliebe darzutun. Der Staat ist vielmehr seinem Wesen nach Rechtsanstalt, und das Recht kann sehr wohl als Vorstufe der christlichen Liebe gefasst werden. Auch dass sich aus der Forderung der Nächstenliebe die Verurteilung des Krieges ergäbe, muss bestritten werden. Der Krieg, selbstverständlich der aus sittlichen Gründen geführte Krieg, fällt doch auch unter den Gesichtspunkt der Aufopferung und darf damit die sittliche Billigung Jesu für sich in Anspruch nehmen.

13. In der Reihe der gegen Jesus erhobenen Vorwürfe fällt besonderer Nachdruck auf die Behauptung: Nichts Neues habe er gebracht, seine besten Gedanken seien schon längst im Judentum vorhanden gewesen. Man wird sich erinnern, dass oben erwähnt wurde, wie heute gerade von jüdischer Seite Jesus als Typus reinster jüdischer

Frömmigkeit in Anspruch genommen wird. Ausserdem weist man auf die Ethik der Stoa und den Monotheismus der griechischen Philosophie hin. Aller Originalität wird Jesus entkleidet, was Brauchbares an ihm ist, stammt von anderer Seite her, und was übrig bleibt, sind seine messianischen Wahnideen.

Wir sagen, es ist lächerlich, hier mit Anklängen und Parallelen zu arbeiten. Wenn W. von Schnehen*) das Gebet in Gethsemane neben das Wort des Epiktet stellt: „Ich halte für besser, was Gott will, als was ich will", und aus den teils wörtlichen Parallelen, teils mittelbaren Anknüpfungen, die man für die Sprüche, Gleichnisse und Bilder Jesu aus dem alten Testament, den Apokryphen und den griechischen Philosophen entdeckt zu haben glaubt, den kühnen Schluss zieht, dass das geistige Eigentum Jesu von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpfe, so ist mit solchen Nachweisen über die Originalität Jesu noch gar nichts entschieden. Zweifellos sind wertvolle Gedanken des Evangeliums schon vor und ohne Jesus in der geistigen Umwelt seiner Tage vorhanden gewesen. Er allein war es doch, der sie praktisch in Geltung setzte. Die Idee bedarf immer der tragenden Persönlichkeit. Jesus ist das wirksame Zentrum geworden, von dem Gedanken wie der der Nächstenliebe, des selbständigen Wertes der Seele, der Zurückführung der Sittlichkeit auf die Gesinnung in die Welt ausgegangen sind. Dies darf man als geschichtliche Tatsache behaupten, und es genügt, um die originale Bedeutung der Person Jesu sicherzustellen. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass Shakespeare die Stoffe zu seinen Dramen schon vorfand, ebenso Goethe mehrere Bearbeitungen der Faustsage. Sind beide Dichter darum weniger original?

Hierzu kommt aber noch ein anderes. Nichts ist leichter als mittels Parallelen im einzelnen Jesus in Abhängigkeit von anderen Faktoren zu bringen. Dieses Verfahren ist jedoch echt dilettantisch und ist auf andern Gebieten, z. B. dem der Völkerkunde oder dem der vergleichenden Sprachforschung längst als irreführend erkannt. Analogien sind noch lange keine Genealogien. Methodisch richtig ist einzig, die zentrale Verschiedenheit zu erfassen und von ihr aus die Einzelheiten zu deuten.

---

*) Der moderne Jesuskultus, Frankfurt 1906, S. 33.

Da ist zu sagen: Die Zusammenhänge mit der prophetischen und der Psalmenfrömmigkeit wollen wir nicht verkennen, sie sind da. Gänzlich abzulehnen ist die Beeinflussung durch die Stoa; diese Philosophie mit ihrem pessimistischen Grundton und ihrem quietistischen Lebensideal bleibt tief unter der Linie der agressiven und optimistischen Gesamtanschauung Jesu. Auch die rabbinische Literatur kann als Quelle nicht in Frage kommen. Man werfe einen Blick auf eine beliebige Stelle des Talmud, und der Unterschied zwischen diesem Sammelsurium rabbulistischer Schulmeinungen und der einfachen, klaren Genialität Jesu springt in die Augen. Nochmals, es ist unmöglich, um der vorhandenen Anklänge willen die Worte Jesu für jüdische Gemeinplätze, für Flickwerk und neuaufgelegte jüdische Ethik zu erklären.

Das Neue, das Jesus gebracht hat, ist seine Frömmigkeit. Um es modern auszudrücken, er hat den Anschluss an die Zentralinstanz der Wirklichkeit gefunden. Seine Frömmigkeit ist Erfülltsein mit göttlicher Lebenskraft. Mit vollkommener Ueberlegenheit steht er darum der Welt gegenüber. Sie kann ihm nichts anhaben. Sie ist ihm Arbeitsfeld. Jesu Wesen ist höchste Aktivität. Aus allem erwächst ihm die Aufgabe, die eigene Gottesgemeinschaft zu bewähren und andere zur selben Gottesgemeinschaft zu führen. Keiner ist so wie er durch die äusseren oder inneren Heilsgüter, in denen sonst die Religionen stecken bleiben, zu dem letzten Heilsgrund vorgedrungen, keiner hat das Verhältnis zu diesem so persönlich erlebt. Man bezeichnet darum die Religion Jesu nur mangelhaft mit dem Namen einer Erlösungsreligion.*) Treffender wäre die Bezeichnung Lebensreligion. Der Mensch, wie ihn Jesus haben möchte, ist nicht der, der sich nach Irren und Schuld in den Hafen der Gnade flüchtet, um dort sicher vor Stürmen zu bleiben; obwohl allen Irrenden und Schuldigen der Hafen der Gnade offen steht. Sondern ist der, der in Gottes Kraft, zu Gottes Ehre, voll göttlichen Feuers hinausfährt aufs hohe Meer. Es fehlt noch viel, auch in der Christenheit, dass dieses Menschheitsideal Jesu begriffen würde. Man versteht ihn immer noch zu sehr

*) So richtig die Bezeichnung „sittliche Erlösungsreligion“ auch zur Unterscheidung vom Buddhismus ist, der bekanntlich nur eine Erlösung vom Leiden kennt.

als Tröster und Retter für die Müden und Schwachen. Gewiss ist er das auch. Aber er kann die Schwachen stark machen, und für die Starken hat er dann eine Botschaft: Fahre hinaus auf die Höhe!

Wo hat, frage ich, das Judentum, wo hat die Menschheit eine Gestalt hervorgebracht, die Jesus gliche? Was sonst die Religionen dem Menschen zu bieten haben, ist im besten Fall milder Trost, Beschwichtigung der Qualen, wehmütige Resignation, Abendsonnenschein mit schwachen Hoffnungen auf die Ewigkeit. Was Jesus gibt, ist die Gottesgemeinschaft mit überströmendem Leben, der Freude an Gott und dem tätigen Eifer für Gott. Immer gilt es, den Totaleindruck der Persönlichkeit Jesu aufzufassen. Er wird sich in verschiedenen Menschen verschieden spiegeln. Aber wer von seinem eigentlichen Wesen etwas zu ergreifen vermag, den wird es dann nicht stören, wenn Jesus die Sprache seines Volkes spricht und das Beste, was die Religion seiner Väter ihm bietet, in sein Evangelium aufnimmt. Es sind die alten Worte; aber ein anderer Meister ist darüber gekommen, und eine neue Musik geht durch die Welt. Wer nun bloss die alten Worte heraushört, der beweist damit nur, dass ihm die rechten Ohren fehlen.



Thesen:

1. Die Leugnung der geschichtlichen Person Jesu ist als dreiste Geschichtsfälschung zu bekämpfen.
   Doch ist als treibende Kraft in der gegen den geschichtlichen Jesus gerichteten Bewegung auch das Verlangen nach Gegenwartsreligion anzuerkennen.
2. Den Zerrbildern, die heute von Jesus entworfen werden, ist das geschichtlich treue und echte Jesusbild entgegenzuhalten. Hierbei ist das zeitgeschichtlich Bedingte als solches preiszugeben; dafür aber sind die zeitlosen, unbedingten Momente in der Erscheinung Jesu klar herauszustellen.
3. Die liberale Theologie wird der Bedeutung Jesu nicht gerecht, wenn sie ihn nur als „Subjekt des Glaubens", als Vorbild oder Anreger oder Symbol fasst.
4. Die Kirchenlehre, die den erhöhten Christus zum Objekt des Glaubens macht, gefährdet die Einheitlichkeit der religiösen Erfahrung, die nicht zum Teil auf Gott, zum Teil auf Christus bezogen werden kann.
5. Die bleibende Bedeutung Jesu besteht vielmehr darin, dass die Gottesgemeinschaft, die er selbst in sich trug, durch seine geschichtliche Erscheinung und die von ihr ausgehenden Wirkungen den Menschen nach dem Mass ihrer Empfänglichkeit vermittelt wird.

Druck von
W. W. (Ed.) Klambt, G. m. b. H.,
Neurode i. Schl.


Gaylord
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

